

Prolog

FBI-Profiler arbeiten in den meisten Fällen
rückwärts – vom Opfer zum Täter.
Dass ein Täterprofil ein Opfer rettet, ist dagegen selten.

Das von anderen Tatorten allzu vertraute Gefühl der Ohnmacht überkam ihn bereits, während er aus seinem Auto stieg. Agent Smith fand das Baby in Mullwindeln gewickelt ungefähr dreißig Fuß entfernt von dem toten Körper der Mutter. Es lag inmitten eines großen Feldes mit dem Gesicht nach unten. Die stundenlange, kräftezehrende Suche nach den beiden Entführungsopfern war beendet. Smiths Studium der Psychologie und seiner jahrelangen Erfahrung beim FBI war es zu verdanken, dass sie dem Täter innerhalb weniger Stunden auf die Schliche gekommen waren. Und doch waren sie zu spät gewesen. *Er* war zu spät gewesen.

Die Leiche der Frau war entkleidet und von oben bis unten mit Blutergüssen übersät – genug Informationen, um zu erahnen, was sie vor ihrem Tod hatte durchleiden müssen. Ein Blick auf die Überwachungsvideos hatte ausgereicht, um zu erkennen, aus welcher niederen Motiven heraus der Täter gehandelt haben musste. Aber das Baby ... *das Baby*.

Es war unschuldig, hatte nichts mit der Sache zu tun, und trotzdem lag es ebenfalls hier auf diesem sonnenverdorrtten Acker.

Zurückgelassen.

Nein, weggeworfen.

Mit jedem Schritt, den Smith näher an das kleine Bündel herantrat, beschleunigte sich sein Puls. Wut und Trauer führten einen erbitterten Kampf um die Vorherrschaft in seiner Gefühlswelt und er spürte, wie sich ein verzweifelter Laut tief aus seinem Innern den Weg an die Oberfläche suchte. Gerade, als Verzweiflung und Machtlosigkeit lauthals aus ihm herausbrechen wollten, registrierte er eine winzige Bewegung.

Eine Bewegung, die alles veränderte.

Smith hielt inne. Fassungslos starrte er auf das Baby hinab, das sich in den Mullwindeln zu winden begann. Es fing nach nur wenigen Sekunden an zu weinen, da es sich in den Tüchern verheddert hatte. Erst sein schrilles Kreischen katapultierte den Agenten aus seiner Starre. Einem Instinkt folgend, hob er das Baby hoch, drückte es sich schützend unter dem Ja-

ckett gegen den Oberkörper und rannte an der Leiche und den übrigen Ermittlern vorbei zu dem am Wegesrand parkenden Rettungswagen.

Es lebt. Es lebt. Es lebt.

Er sagte es sich immer wieder, doch glauben konnte er es nicht. Erst als er es dem Sanitäter übergeben wollte, es sich jedoch erbittert an ihm festklammerte und dabei in seine empfindliche Haut an der Brust kniff, drang die Erkenntnis zusammen mit dem Schmerz zu ihm durch. Und er sprach es laut aus: »Kathrine Thompson lebt.«

Smith blieb die ganze Zeit bei ihr. Angefangen von dem Moment, als man sie aus den Tüchern schälte und sie erneut schrie, weil man ihr damit auch Teile ihrer Haut abriß. Er hielt das kleine Händchen, als der Arzt dazukam und stirnrunzelnd die Brandblasen begutachtete, die sich an den Stellen gebildet hatten, die nicht vor der Sonne geschützt gewesen waren. Das Gesicht war am stärksten betroffen. Smith begleitete Kathrine sogar auf der Fahrt zum Krankenhaus, sumnte leise Melodien, die er von seiner Nichte kannte. Dabei lauschte er besorgt dem medizinischen Personal, das wild diskutierte und furchtbare Prognosen aufstellte, die der Special Agent nicht akzeptieren wollte.

In einem unbeobachteten Moment bei der Ankunft legte er seine Hand auf ihren Kopf.

Man hatte sie aufgrund der enormen Schmerzen narkotisiert.

Dem Himmel sei Dank.

»Du wirst das schaffen, Kleines«, flüsterte er. Smith wollte noch so viel mehr sagen, doch schon im nächsten Moment wurde die Liege mit ihr herausgezogen und er blieb allein im Wagen zurück. Hier war Endstation für ihn. Aber für sie war es erst der Anfang.

Langsam kletterte auch er aus dem Wagen. Als er um das Fahrzeug herumtrat und zum Klinikeingang blickte, war das Team bereits im Inneren verschwunden. Eigentlich hätte das Mädchen tot sein müssen. Mehrere Stunden bei dieser Hitze und ohne Flüssigkeit in der prallen Sonne ... Er schüttelte fassungslos den Kopf. Sie lebte und das war ein unfassbares Wunder. Gott musste ihr einen mächtigen Schutzengel zur Seite gestellt haben.

»Er hat einen Plan für dich, Kathrine Thompson«, flüsterte er. Hinter dem Klinikgebäude leuchtete die Abenddämmerung blutrot. »Und deshalb wirst du heute Nacht nicht sterben.«

Kapitel 1

KAT

Die erfolgreichste Methode zu lernen,
mit den Gefühlen anderer umzugehen,
ist, die eigenen zu kennen und zu verstehen.

Gott, hilf mir zu akzeptieren, was ich nicht ändern kann.

Mit diesem Gebet startete ich meine Tage, seit ich denken konnte, meist noch bevor ich die Augen aufschlug. Gerade in letzter Zeit betete ich es auch über dieses Ritual hinaus so häufig, dass es beinahe schon zu einer Floskel geworden war. Und schuld daran war die *Blaue Hortensie*, die Seevilla – laut meiner besten Freundin nur eine Angelhütte, aber das sah ich anders –, die sie von ihrem Vater geerbt hatte. Oder besser das, wofür sie stand. Für Maddies Abreise aus Seattle. Für Natur. Allein bei dem Gedanken an dieses Haus zog sich mein Brustkorb zusammen. Das war aber nur einer von mehreren Gründen, warum ich so schnell wie möglich fortmusste. Noch hatte ich ja keine Ahnung, dass hier in Kürze der Sheriff aufkreuzen und alles auf den Kopf stellen würde.

Seufzend öffnete ich die Augen und ließ den Blick über die Maserung der Holzdecke über meinem Bett schweifen. Es passte nicht zu mir, hier auf einer viel zu harten Matratze zu liegen, die weder meiner Körperkontur angepasst war noch den Anschein erweckte, jemals für erholsamen Schlaf sorgen zu können. Noch weniger passte es zu mir, mir Sorgen über die Risse in der Deckenvertäfelung zu machen – einer Decke, die nicht einmal meine eigene war. Und dennoch machte ich mir eine mentale Notiz, Maddie darauf anzusprechen.

Es war erst wenige Wochen her, dass meine beste Freundin beschlossen hatte, in der *Blauen Hortensie* wohnen zu bleiben, anstatt nach der Renovierung mit mir in die Stadt zurückzukehren. Ich sollte mich freuen, dass sie endlich begann, ihre schwierige Teenagerzeit aufzuarbeiten. Auch, dass sie mich dafür nicht brauchte, denn das hieß, dass meine Anwesenheit *hier* nicht länger erforderlich war und ich mein eigenes Leben in Seattle wieder aufnehmen konnte. Ich sollte endlich akzeptieren, dass Maddie keine Therapeutin brauchte. Vielleicht war in Wahrheit ja auch *ich* die ganze Zeit über diejenige gewesen, die *sie* gebraucht hatte? Womöglich fiel

es mir deshalb so schwer, sie hier zurückzulassen. Bei ihrem Angelfreund Matt und der Gärtnerin Grace war sie gut aufgehoben. Ich dagegen – ich würde in Seattle ganz allein sein. Ich wohnte zwar in der Nähe meines Elternhauses, doch mein Vater war so gut wie nie zu Hause. Aber in der Stadt – oder besser gesagt in deren Anonymität – fühlte ich mich wohler. Auch nachdem ich einige Zeit hier verbracht hatte und die Vorzüge des Landlebens durchaus erkannte, blieb es mir ein Rätsel, wie man dauerhaft so abgeschieden und naturnah leben wollen konnte. Hier roch es so sehr nach Erde, Moos und an manchen Tagen auch nach Algen, dass sich der Inhalt meiner Parfümflasche, mit dessen Duft ich es zu übertünchen versuchte, schon jetzt dem Ende neigte.

Als die Erinnerungen hochkamen, die mit diesen Gerüchen einhergingen, begann ich schnell, die Risse über mir in der Decke zu zählen. Dabei lauschte ich auf Geräusche, die mir verrieten, ob Maddie zu Hause war. Zu dieser frühen Uhrzeit war sie meist am See. Die Stille im Haus bestätigte meine Vermutung. Was mich zum nächsten Punkt führte, warum es mir am Storm Lake nicht gefiel: Es war viel zu ruhig. So ruhig, dass ich gezwungen war, meinen eigenen Gedanken zuzuhören.

Aber plötzlich vernahm ich doch ein Geräusch. Ein Schaben am Flurfenster, das mich aufgrund der Serie von mysteriösen Einbrüchen in der Gegend im Bett hochfahren ließ. Lautlos schob ich die Decke von mir, kam auf die Beine und schlich auf Zehenspitzen zur Tür, die auf den Gang hinausführte. Mit angehaltenem Atem lugte ich durch den Spalt und stieß die Luft aus, als ich den Zweig entdeckte, der gegen die Scheibe schlug. Kein Einbrecher, der sich gewaltsam Zutritt verschaffen wollte. Dass mir dieser Baum das Herz kurzzeitig aus der Brust hatte springen lassen, hätte für mich schon als Grund ausgereicht, ihn zu Brennholz zu verarbeiten.

In der *Blauen Hortensie* konnte man schnell die Schatten tanzen sehen. Wer baute auch ein Haus mitten im Wald? Noch dazu praktisch aus Glas statt mit Wänden? Selbst jetzt bekam ich eine Gänsehaut, obwohl die Sonnenstrahlen warm über meine Arme strichen. Wie war es da erst Maddie vor meiner Ankunft ergangen – ganz allein in diesem großen Haus?

Der Grund, aus dem ich hergekommen war, war meine Sorge um sie gewesen. Als es einen Alarm gegeben hatte und Maddie nicht zu erreichen gewesen war – was sich zum Glück als Fehllarm herausgestellt hatte –, war ich sogar mit dem eigenen Auto angereist. Eine ziemliche Zumu-

tung, wenn man mich fragte, aber selbstverständlich für eine beste Freundin. Geblieben war ich, als sich herausstellte, dass Maddie einen Mann kennengelernt und sich ihm gegenüber als Anglerin ausgegeben hatte. Irgendjemand hatte da ja ein Auge auf sie haben müssen! Aber ich hatte ihr auch bei ihrem Trauerprozess beistehen wollen, der an diesem Ort, der ihrem Vater so viel bedeutet hatte, schmerzhaft, aber sehr heilsam verlaufen war. Außerdem hatte ich ein bisschen Abstand zu meinem Leben und meinen Zielen in Seattle gebraucht. Um mir selbst darüber klar zu werden, was ich *wirklich* wollte. Aber mit jedem weiteren Tag hier am See konnte ich diese Frage noch weniger beantworten. Ein Beweis dafür, dass es Zeit wurde zurückzufahren. Was hielt mich also noch davon ab?

Fahren. Das war das Stichwort. Allein die Vorstellung engte meinen Brustkorb ein und ich bekam kaum noch Luft. Ich ließ meine feuchten Hände an meinen Schlafshorts entlangfahren, um sie vom Zittern abzuhalten. Ich wünschte, es gäbe eine einfache Möglichkeit, die Angst vor dem Autofahren loszuwerden. Dank jahrelanger Therapie konnte ich mittlerweile zumindest ohne Schnappatmung als Beifahrerin in ein Auto steigen – oder eben in Notfällen eine überschaubare Strecke bewältigen. Ganz so ein hoffnungsloser Fall war ich also nicht. Da stimmte ich ausnahmsweise mal mit Aron, Matts weltallbegeistertem Freund, überein, wenn er mich gegenüber Grace verteidigte. Auch wenn er es in Bezug auf ein ganz anderes Thema meinte. Die beiden hatten es sich nämlich zur Aufgabe gemacht, aus dem Stadtmädchen ein Landmädchen zu machen.

Ich wusste, warum sie sich so um mich bemühten. Grace, weil sie einfach Grace war und die ganze Welt für sich gewinnen wollte. Und Aron, weil er sich einredete, in mich verliebt zu sein. Und da wären wir auch bei dem dringendsten Punkt angelangt, der mich zur schnellstmöglichen Abreise drängte: der Sternensänger. Allein, dass ich ihn als das größte Problem einstufte, obwohl es einen Kriminalfall direkt vor der Haustür gab, verdeutlichte mir das Ausmaß meiner beunruhigenden Lage. Der Umstand, dass ich mir einen Spitznamen für ihn überlegt hatte, zeigte, wie sehr mich seine Person einnahm – und ablenkte.

Warum musste sich Matts bester Freund auch in den Kopf gesetzt haben, mir ... wie würde es in Maddies Lieblingsbüchern heißen ... mir den Hof zu machen? Manchmal war seine Aufmerksamkeit so sanft, dass ich glatt vergaß, warum sie mir unangenehm war. Arons liebenswürdig verschmitzte

und gleichzeitig nervige Art, mir die Stirn zu bieten, sorgte zu oft dafür, dass ich nachts vor dem Einschlafen noch lange an ihn dachte. Ich wusste, was er suchte und was ich ihm nicht geben konnte. Nicht, wenn die harte Arbeit der letzten zehn Jahre nicht umsonst gewesen sein sollte. Maddie hatte vollkommen recht, als sie neulich angedeutet hatte, ich hätte keine Kapazitäten für eine ernsthafte Beziehung. Entweder würde mein Partner zurückstecken oder ich meine Träume aufgeben müssen. Es war bisher eine Art Geheimnis gewesen, das ich vor mir selbst verborgen hatte.

»Denk mal darüber nach, was ich gesagt habe«. Maddies Worte der vergangenen Woche, als wir noch mal auf das Thema zu sprechen gekommen waren, weil mein letztes Prüfungsergebnis immer noch auf sich warten ließ, hallten in mir nach. Jenes, bei dem meine Dozentin mir auf meine Nachfrage hin einen abwärts gerichteten Daumen gezeigt hatte. Maddie zufolge könnte ein Nichtbestehen ein Zeichen Gottes dafür sein, dass meine Zukunft woanders als beim FBI liegen könnte. Zum Beispiel hier – und das »bei Aron« war unausgesprochen geblieben. Ihre Augen hatten sich zu Schlitzen verengt, als wüsste sie genau, dass ich über die Möglichkeit schon längst nachgedacht hatte. Doch ich behielt meine Gedanken darüber für mich. Außerdem änderte das Bedürfnis nach Zweisamkeit nichts an meinem Wunsch, zum FBI zu gehen. Aber für eine Beziehung war jetzt einfach der falsche Zeitpunkt. Und wäre ich wirklich dazu fähig, jemanden so nah an mich heranzulassen? Wollte ich nicht gerade deswegen Psychologin werden – um mich mit den Problemen anderer zu befassen anstatt mit meinen eigenen? Wie könnte ich da einem Partner den Blick auf etwas erlauben, das ich mir nicht einmal selbst gestattete? Ich hatte mir meine Vergangenheit nicht ausgesucht. Das Leben war kein Wunschkonzert – auch nicht als Christin. Oft genug dachte ich, wenn ich nur genug für eine bestimmte Sache betete, dann würde ich sie auch bekommen. So einfach war das mit dem Glauben aber nicht. Gott und seinem Plan zu vertrauen, selbst in schwierigen Zeiten, das war die Herausforderung. Die Begegnung mit dem Sternensänger hätte ich mir jedenfalls gern erspart. Wirklich. Sein Grinsen war wie ein Sturm, der alles in seinem Umfeld erfasste und mitriss. Sobald er einen Raum betrat, nahm er ihn für sich ein. Seine bloße Existenz stellte so einige meiner früheren Entscheidungen in Frage. Erst recht seine Worte – humorvoll, charmant und auf den Punkt genau. Entwaffnend ehrlich, so unange-

nehm wie er selbst. Er konnte Kritik wie ein Kompliment klingen lassen oder sie aber so beiläufig fallen lassen, dass man erst Stunden später die wahre Bedeutung erkannte. Dann jedoch fehlte ihm in anderen Momenten wieder jegliches Feingefühl. (...)

Ausgerechnet in diesem Moment hörte ich seine Stimme vor dem Haus, tief und ruhig. Er und Matt wollten heute das Gestrüpp wegmachen. Sie hatten sich extra einen kühleren Tag dafür ausgesucht, um lange Kleidung tragen zu können.

Schnell floh ich zurück in mein Zimmer und in das angrenzende Bad. Auf keinen Fall durften mich die Männer *so* sehen. Ein Blick in den Spiegel genügte als Bestätigung dafür, dass das Leben nicht fair war. Ungeschminkt sah man auch nach all den Jahren noch die Stellen, an denen mich die Sonne damals verbrannt hatte. Meine Finger bewegten sich wie von selbst über die Haut, die dort anders – dünner – und immer leicht gerötet war. Ich fuhr die feine, längliche Erhebung, die dank der Operation verhältnismäßig unscheinbar war, von meiner linken Schläfe entlang bis hinauf zum Haaransatz nach. Sie und die Flecken ließen sich gut unter einer soliden Schicht Make-up verbergen. Aber wenn Aron mich ansah, fühlte es sich so an, als könnte er darunter blicken. Als sähe er die Narben – die körperlichen, aber auch die seelischen. Als sähe er auf den Grund meiner Seele.

Deswegen durfte ich keine Nacht länger hierbleiben. Mein Entschluss stand endlich fest. Auch wenn das hieß, allein in die Stadt zurückzukehren.